

Ku(h)lturschock

Neri

Die Menschen zieht's aufs Land, heißt es. Diese Phase meines Lebens habe ich bereits hinter mir. Jetzt lebe ich wieder in der Stadt. Direkt im Zentrum. Okay: Kleinstadt in ländlicher Umgebung. Aber immerhin.

Aufs Dorf bin ich seinerzeit des Studiums wegen gezogen. Nein, das Dorf wollte ich nicht studieren. Der Grund war eher, dass ich mich eines sehr umfangreichen städtischen Bekanntenkreises entziehen musste. Studium neben dem Job und jeden Abend Party lassen sich nicht gut vereinbaren. Also ab aufs Land.

Die günstigen Mieten für Wohnraum in ländlicher Gegend erlaubten mir eine sehr große Wohnung mit riesiger Terrasse. Südlage. Herrlich. Vor dem Haus ein Reiterhof, rechts der Wald und links ein Nachbar, von dem man vor lauter Bäumen so gut wie nichts sah. Hinter dem Haus ein mächtiger und sehr gepflegter Garten, um den ich mich zum Glück nicht kümmern musste. Der war das liebevoll gepflegte Refugium des älteren Ehepaars, das in der Wohnung über mir wohnte.

Mir reichte die Terrasse voll und ganz. Die Rabatte am Hang unterhalb der Waschbetonplatten waren dicht bewachsen und wucherten förmlich zu, kaum das ich eingezogen war. Gartenarbeit ist nicht mein Ding. Ich hab's versucht. Hab mir sogar extra Gummistiefel im Gartenbaumarkt gekauft. Als ich damit ausgestattet, in Overall, mit Schutzbrille, Handschuhen und Sturmhaube unterhalb der Terrasse im Grün stand, waren überall Tiere um mich herum und matschig war's auch noch. Ich bin mit den verschlammten Gummistiefeln direkt

einmal ums Haus bis zur Mülltonne und dann auf Socken wieder in die Wohnung. Es hatte einige Mühe gekostet, meinen Nachbarn gegenüber den Wildwuchs unterhalb der Terrasse als Naturschutzgebiet auszuweisen. Seitdem war ich der Grüne im überwiegend schwarzen Dorf und wurde weithin gemieden. Das kam meinem Studium sehr entgegen.

Von der Terrasse hatte ich nicht sehr viel. Tagsüber die Arbeit als Systemadministrator bei einer Zeitung, abends büffeln und die Wochenenden an der Uni oder in trinkfreudigen Lerngruppen verbringen – da blieb kaum Zeit, um meinen privaten Naturpark entspannt liegend zu genießen. Aber einmal dann doch!

Früher Feierabend, herrlichstes Sommerwetter. Rasch nach Hause, um die Miete auf der Terrasse abzugammeln. Die Sonnenliege millimetergenau auf das Zentralgestirn ausgerichtet, Kaltgetränke, Aschenbecher und Rauchwerk bereitgestellt, in Shorts stabile Rückenlage eingenommen und schon konnte ich das Landleben in vollen Zügen genießen. Einfach herrlich. Vogelgezwitscher, dazwischen das beruhigende Brummen landwirtschaftlicher Nutzfahrzeuge. Zum Glück in weiter Ferne. So lässt es sich leben.

Während ich so vor mich hin döste, vernahm ich plötzlich ein nie gehörtes Geräusch. Nicht von einem Vogel hoch über mir, auch nicht von einem fernen Traktor oder Mähdrescher, sondern bedrohlich nah und mehr von unten.

Vorsichtiger Blick unter meinen Liegestuhl. Alles in bester Ordnung. Weit und breit war kein Tier auf meiner Terrasse zu entdecken. Dann wieder dieses Geräusch. Es klang so, als käme es aus meinem mehr als üppig überwucherten Naturschutzgebiet.

Brillenlos spähten meine Augen ins Grün. Tatsächlich. Da war was. Schemenhaft wahrzunehmen nur der Größe wegen. Vermutlich der Bernhardiner vom Reiterhof gegenüber, suchte ich nach einer beruhigenden Erklärung, für die beunruhigende Erscheinung. Gleichzeitig tastete ich zwischen Aschenbecher und Kaltgetränk nach meiner Brille.

Mit der Sehhilfe geschärft, wanderte mein Blick zurück ins Grün und einen Moment war mir, als hätte ich die falsche Brille erwischt. Es war nicht der Bernhardiner, der da unterhalb der Terrasse aus schulterhohen Bodendeckern heraus zu mir auf sah. Es war eine ausgewachsene Kuh.

Ich glotzte die Kuh an, die kuhkte mich an. Ratlosigkeit hier wie dort. Mit Netzwerksystemen und Medientechnik kannte ich mich aus. In Sachen ländlicher Nutztiere war ich blutiger Laie. Dann fiel mir ein Zitat des russischen Botschafters Juli Alexandrowitsch Kwizinski ein: „Wenn man nicht weiß, was man tun soll, tut man am besten gar nichts.“ Kwizinski war ein kluger Mann und ich hatte Feierabend. Also bettete ich mich wieder bequem auf die Liege und schloss die Augen. So hätten wir beide sicher einen ruhigen Spätnachmittag erleben können, die Kuh und ich. Aber neue Geräusche ließen ahnen, dass unser Schicksal einem anderen Plan folgte.

Aufgeregte Stimmen waren zu hören und schwere Schritte trampelten eilig über das Pflaster vor dem Haus. Dazu das tiefe Brummen landwirtschaftlicher Nutzfahrzeuge. Jetzt schon ganz nah und noch näher kommend.

Ich erhob mich ebenso ungehalten wie ahnungsvoll aus meinem Liegestuhl und machte mich, nur mit Shorts und Flipflops bekleidet, auf den Weg, um die Herantrampelnden zu begrüßen. Auf dem Dorf ist Grüßen das A und O.

Ich sah mich einer beeindruckenden Truppe gegenüber: fünf

Mann hoch! In Gummistiefeln und blauen Arbeitsjacken. Knallrote Gesichter unter Cordhüten. Dazwischen ein Jungbauer in angesagter Engelbert-Strauss-Weste.

Ob ich eine Kuh gesehen habe, wurde ich sofort vernommen und gestand auf der Stelle. Ich führte die Landwirte zum letzten mir bekannten Aufenthaltsort der Kuh. Die stand noch da im Grünen und kaute nervös an meinen Bodendeckern.

Ob ich noch gebraucht würde, wollte ich wissen. Für einen Viehauf- oder -abtrieb fühlte ich mich einfach denkbar unpassend gekleidet. In Shorts und Flipflops sah ich wohl auch sehr unbrauchbar aus – für was auch immer. Ich durfte mich wieder hinlegen.

Rechte Feierstimmung mochte aber nicht mehr aufkommen, sobald ich wieder lag. Wie sollte ich entspannen, wenn sich nur ein paar Schritte weiter blaue Jacken, Cordhüte und eine Weste durch meinen privaten Dschungel an ein Stück Vieh heranpirschten. Fünf ausgewachsene Männer gegen eine nervöse Kuh.

Kaum hatte ich mich aufrecht gesetzt, um das Geschehen mit höflich angemessenem Interesse zu verfolgen, schnellte die Kuh aus dem Stand in erstaunliche Höhe, schoss aus den Bodendeckern heraus, um dann im scharfen Galopp mit donnernden Paarhufen in den weitläufigen Garten zu entwischen. Die fünfköpfige Landmannschaft fluchend im Galopp und in schmatzenden Gummistiefeln hinterher.

Es war schon beeindruckend, wie geschickt die Landwirte im Garten manövrierten. Kurze, scharfe Kommandos, dann war die Kuh im Erdbeerbeet eingekesselt. Nervöse Spannung in beiden Lagern. Lediglich die junge Engelbert-Strauss-Weste wirkte vergleichsweise gelassen. Zu der gesellte ich mich, um herauszufinden, warum sich die fünf Fachleute nicht ein-

fach die Kuh schnappten, um sie abzuführen.

»Die packt keiner an«, klärte mich die Weste auf, ohne die Kuh auch nur eine Sekunde aus dem wachsamen Blick zu lassen. »Ammenhaltung. Hat noch nie Kontakt mit Menschen gehabt. Die ist wild.«

Ammenhaltung! Aha. So, so. Keine Ahnung, was Ammenhaltung war. Im weiteren Verlauf des kurzen Gesprächs erfuhr ich, dass zwei der fünf Landwirte auf der Weide versucht hatten, das Entweichen der menschenscheuen Kuh mit einem massiven Brett zu verhindern. Er ahmte das Geräusch splittenden Holzes täuschend echt nach.

»Ist einfach durchgelaufen, durch die Bohle, das Mistvieh.«

Auf Stadtdeutsch: In meinen Naturpark war eine verwilderte Monsterkuh eingedrungen. Ich bekam weiche Knie.

Zum Glück wussten die Dorfbewohner mit einer solchen Bedrohungslage umzugehen. Weitere Kräfte trafen ein. Ein vorsichtiger Blick um die Hausecke zeigte mir, dass gerade das Tor zu Einfahrt demontiert wurde, um den Weg für einen gewaltigen Ladewagen frei zu machen, der daraufhin millimetergenau so in die Zufahrt zwischen Haus und Garage bugsiert wurde, dass die Kuh das Grundstück nur noch auf eben diesem Gefährt würde verlassen können.

Inzwischen tummelten sich auch unzählige Kinder zwischen Gummistiefeln, blauen und grünen Arbeitsjacken und knallroten Gesichtern. Hier war der Bär los und der Bär war eine Kuh. Die Jagd begann, das halbe Dorf war auf den Beinen.

Ich eilte auf die etwas höher gelegene Terrasse zurück und bezog mit einem Gartenstühlchen am Rand der Tribüne Position. So konnte ich über die Kinder hinwegsehen, die sich vor und unter mir versammelt hatten. Gemeinsam verfolgten

wir das durchaus unterhaltsame Treiben.

Inzwischen hetzten acht Landwirte die wilde Kuh kreuz und quer durch den Garten. Der war bald kaum noch als solcher zu erkennen. Egal ob Zierpflanzen oder Gemüsebeet – alles wurde niedergetrampelt. Hier von der renitenten Kuh, dort von schmatzenden Gummistiefeln. Unter den Cordhüten dampfte es bereits, als der Oberlandwirt eines der Kinder ins Dorf entsandte, um weitere Verstärkung herbeizurufen.

Kaum war die eingetroffen, wurde die Truppe neu aufgestellt. Jeder bekam seinen Platz zugewiesen. Auch ich – wie die Kuh nach einer Fluchtmöglichkeit suchend. Dann der erlösende Befehl: »Alle Kinder auf den Ladewagen! Das wird jetzt gefährlich.«

Obwohl ich mich ganz klein gemacht hatte, wurde ich auf dem Ladewagen rasch entdeckt und wieder auf meinen Posten zurückbeordert. Ich hatte meine Terrasse zu verteidigen.

»Und wie?«

Zweisekündige Taktikschulung: »Mit den Armen fuchteln und schreien«, wenn die Kuh auf mich zuhalten sollte.

Als Systemtheoretiker war ich darauf programmiert schnell alternative Lösungen zu finden. So schlug ich dem Oberkommando vor, mit meinen fast neuwertigen Gartenstühlen eine Blockade vor der Terrasse zu errichten.

»Bringt nichts! Die Kuh trampelt alles kurz und klein«, wurde meine Strategie abgeschmettert.

Schluck! Ratter, ratter. Mein Gehirn arbeitete auf Hochtouren. Mir, als ahnungslosem Städter, erschien es nicht gerade klug, mich selbst, schreiend und mit den Armen fuchtelnd, anstelle meiner Gartenstühle kurz und klein trampeln zu lassen.

Herr, gib mir ein Zeichen!

Siehe da! Gebete scheinen unter Todesangst eine beson-

ders starke Reichweite zu entwickeln. Mein Flehen wurde erhöht. Zwar nicht vom Adressaten persönlich, aber immerhin von einem der großen Netzanbieter. Im Haus schrillte mein Telefon! Flink wie die Kuh war ich am Apparat.

Ein Kollege rief an. Er hatte das Serverpasswort vergessen.

»Kein Problem! Ich fahre sofort los!«

»Sag mir doch einfach das Passwort.«

»Nicht am Telefon. Zu gefährlich. Geheimdienste, Konkurrenten, Chinesen, Terroristen. Bin gleich da.«

»Wie lange hast'n du in der Sonne gelegen?«

Witzbold!

Ich informierte noch rasch die Einsatzleitung, dass ich dringender beruflicher Verpflichtungen wegen leider desertieren musste und nicht am unmittelbar bevorstehenden Zugriff teilnehmen konnte. Dass man das ohne allzu großes Bedauern zur Kenntnis nahm, empfand ich schon fast als Beleidigung.

Gute zwei Stunden lungerte ich zur Verwunderung aller Kolleginnen und Kollegen trotz des herrlichen Sommerabends in der Spätschicht herum, bevor ich mich wieder auf den Heimweg machte.

Erleichterung. In Hausnähe waren weder ein landwirtschaftliches Nutzfahrzeug noch eine blaue Jacke oder ein Cordhut auszumachen. Die Luft war rein; die Kuh wieder bei den Ammen oder schon Gulasch.

Kurz vor mir waren auch meine Mitbewohner heimgekehrt. Wie paralysiert stand das ältere Ehepaar inmitten des Panzerübungsgeländes, das wenige Stunden zuvor noch eine

der prächtigsten Gartenanlagen des Dorfes gewesen war. Ich gesellte mich dazu.

Beider argwöhnische Blicke sagten alles. Sie gingen wohl davon aus, ich hätte ihre Abwesenheit ausgenutzt, um mich ein wenig in Gartenarbeit zu üben.

»Das war eine Kuh«, klärte ich die beiden auf.

»Eine Kuh?« Der Verdacht gegen mich erhärtete sich jäh.

Erst als ich mein frisch erworbenes und noch sehr lückenhaftes Wissen zu Nutztieren ausbreitete, gewann ich allmählich meine Glaubwürdigkeit zurück. Ganz blass wurden die beiden, als ich sie über die Haltung aufklärte, die besagte Kuh zu einem der gefährlichsten Landlebewesen Westeuropas hatte werden lassen. Ein Blick in den Garten belegte das hinreichend.

Zur Ehrenrettung der Dorfbewohner ist noch nachzutragen, dass die tags drauf erneut mit starken Kräften und schwerem Gerät anrückten, um das Schlachtfeld wieder einzuebnen. Ordnung muss sein. Auf dem Land sowieso.

Was aus der freiheitsliebenden Kuh geworden ist, weiß ich leider nicht. Ich schätze mal, irgendwas mit anschließender Sicherheitsverwahrung. Ich kann auch nicht völlig ausschließen, dass sie sich still und heimlich noch einmal aufs Grundstück geschlichen und hier eine eigene Herde gegründet hat, mit der sie frei und friedlich durch die Naturlandschaft unterhalb meiner damaligen Terrasse streift.